

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 26

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Haus zu Haus

Ingeborg Rotach

WG

Kürzlich war ich in eine WG zum Essen eingeladen. Für Nichteingeweihte: eine WG ist eine Wohngemeinschaft; ein neu aufgepäuselt Wort für eine alte Sache; denn schon früher haben sich Gleichgesinnte zusammengefunden, um gemeinsam ein Haus oder eine Wohnung zu beziehen. Heute wird diesen Wohngemeinschaften oft eine bestimmte Lebenshaltung zugrunde gelegt. Man möchte alternativ leben oder vegetarisch. Velofahrer finden sich zusammen, Frühaufsteher, Studenten, Nudisten

oder Pilzsammler – alles ist möglich.

Was zieht man an zu einer Einladung in eine WG? Schon die Frage zeigt, wes Geistes Kind man ist. Zu einer Einladung in eine WG zieht man sich überhaupt nicht an, nichts Besonderes jedenfalls. Man trägt Phantasievolles oder Vergammeltes, Modisches oder Elegantes, ganz, wonach einem gerade der Sinn steht.

Als altgediente Hausfrau lässt man am besten gewisse festgefahrene Ansichten über Haushaltung daheim und bringt statt dessen einen grossen Blumenstrauss oder eine Flasche Chianti oder beides mit.

In der Wohnung stehen alle Türen offen. Ein würziger Küchenduft vermischt sich mit dem Geruch frischer Farbe. Ein Bewohner ist eben dabei, seinem etwas düsteren Nordzimmer ein zusätzliches, wenn auch nur ge-

maltes Fenster zu verpassen. Als Aussicht hat er sich für die Toscana entschieden. Freundin Ruth sitzt zu seinen Füssen und liest ihm vor.

Im Nachbarzimmer wird Cello geübt, unermüdlich, immer dieselbe Stelle, danach der ganze schwierige Lauf.

Nebenan in der Wohnstube ist ein festlicher Tisch gedeckt. Als wär's eine bunte Sommerwiese, stehen die Teller mit Kornblumen-, Rosen- und Rankenmuster, Tupfen und Mäandern nebeneinander – und darum herum Stühle verschiedenster Provenienz; ein Hochlehner steht neben einem Hocker, eine Stabellie neben einem Wiener Stuhl. Statt der Vorhänge drehen sich vor dem Fenster dünne, auf Fäden aufgereichte Blätter und rascheln leise bei jeder Bewegung, bei jedem Luftzug. An den Wänden hängen Posters und Selbstgemaltes, dazwischen Sprüche von

Frère Roger und von Dom Helder Camara.

Schliesslich versammeln sich alle zum Essen, eine bunte Schar, zwischen der ich wie eine dezente Amsel wirke, die aus Versehen unter die Paradiesvögel geraten ist. Aber niemanden scheint es zu stören. Man lacht und diskutiert; die Pizza schmeckt herrlich, und die Salatplatte ist eine Augenweide. Ein Kaffee beschliesst das anregende Mahl; dann geht jeder zu seiner Arbeit zurück, zum Cello, zum Abwasch in die Küche, zu den Büchern – nach Hause.

Dort bekommen die Vorhänge, die steif und langweilig herabhängen, einen ungnädigen Blick. Dann setze ich mich ans Fenster, breite eine vor Hitze flimmernde Provence davor aus, lasse die Arbeit und den lieben Gott einen braven Mann sein und denke mir etwas Originelles, scharf Gewürztes für meine WG heute abend aus.



Endlich eine positive Story!

Soll ich einmal eine positive Story bringen? Statt immer nur zu reklamieren? Also, die positive Story geht so: Das Militär hatte ganz schauderhaft gewütet in unserem Wald. Die Wege waren verdorben, aufgeweicht und unpassierbar, weil während der Aktion sehr schlechtes Wetter geherrscht hatte. Das Militär brachte die Waldwege wieder in Ordnung. So sehr, dass sie nicht mehr verwachsen wie Waldwege aussahen, sondern wohl eher Heerstrassen glichen, breit, solid, präzise abgegrenzt.

Das Positive setzt sich jetzt endlich durch. Unkraut, Blumen und Erdbeeren überwuchern langsam, aber sicher die Ränder unserer Waldwege. Das ist die positive Geschichte. Die Natur behauptet sich.

Leider ist die Geschichte permanent dunkel überschattet. Haben Sie auch immer so ein komisches Gefühl, wenn Sie durch den Wald streifen? So ein Gefühl von Abschiednehmen und Angst, anstatt wie früher befreit und getröstet aufzuatmen. Auch ein Gefühl der Ohnmacht und der Wut – und zuallerletzt, jedoch alles dominierend, ein Gefühl der Resignation.

Vielleicht gelingt mir das nächstemal eine positive Story. *Dina*

Gute Pflege

Wenn man längere Zeit in Kenia lebt, kommt man mit der Tierwelt in engeren Kontakt. In der Regenzeit sind es vor allem die Moskitos sowie Tausende fliegender Ameisen und anderer Insekten, die des Menschen Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Oft findet man ein verwundenes kleines Tier, einen flügellosen Vogel, ein Chamäleon, das im Zeitlupentempo die Strasse überquert. In seiner vorsintflutlichen Gestalt als «Minisaurier» sieht das Chamäleon so unbeholfen aus, dass es stets unseren Beschützerinstinkt weckt: Wir tragen es auf die andere Strassenseite, weg vom gefährlichen Pflaster, wo es vom nächsten Auto überfahren würde.

Eines Nachmittags erblickten wir etwa zwanzig Raben, die mit viel Geschrei auf einem dunklen Bündel herumhackten. Es sah plötzlich aus wie eine Schlange, die sich wand; aber auch eine Schlange sollte nicht zum Spass gequält werden. Wir verjagten die Raben und fanden eine arme, zerknitterte Fledermaus, deren Flügel von den Raben arg zerzaust worden waren. Ich hatte noch nie zuvor eine Fledermaus aus der Nähe gesehen. Wohl schwirrten jede Nacht einige dieser Exemplare bei den Bananenstauden umher, aber ich ging ihnen eher aus dem Weg.

Bei eingehender Betrachtung sah die Fledermaus ganz niedlich aus. Sie hatte listige Augen und fünf ausgeprägte Finger mit winzigen Fingernägeln. Sie erhielt einen Platz im freien Vogelkäfig, hüllte sich sofort in ihre weiten Flügel und hingte sich mit dem Kopf nach unten in eine Astgabel.

Gemäss unserem Tierbuch ernähren sich die meisten Fledermäuse von Früchten und Nektar. Wir legten Bananen und Papaya hin, doch unser Exemplar rührte nichts an. Manche Arten fressen Insekten. Wir fingen Nachtfalter, Fliegen und Käfer, aber auch daran schien die Fledermaus nicht interessiert zu sein. Ein witziger Freund meinte: «Vielleicht ist es ein junger Vampir, der nur Blut trinkt!» Wir legten unserem Patienten blutiges Hackfleisch in die Schale, das er mit Genuss auffrass. So erhielt er den Namen «Dracula».

Nach zehn Tagen hörten wir nachts unheimliche Laute. Mehrere Fledermäuse schwirrten um das Haus, und ein Summton kam als Antwort von unserem Dracula. Wir öffneten die Tür des Vogelkäfigs, und siehe da: Dracula spreizte seine Flügel zur vollen Spannweite, putzte sich und flog in einer grossen Schleife auf und davon. Er war offenbar wieder gesund und gesellte sich nun zu seinen Artgenossen. Mir schien es, als schwirre noch an manchem Abend eine Fledermaus be-

sonders nah an meinem Kopf vorbei. Das war bestimmt Dracula, der sich für die gute Pflege bedanken wollte.

Nelly Riegger

Nachbarinnen

An jedem Schönwettertag sehen wir sie, wohligh in ihren Liegestuhl gekuschelt, im Garten liegen. Sie tut nichts weiter als in den blauen Himmel hinaufgucken, in den Himmel mit und ohne Federgewölk. Und dies tut sie während wir ändern, wir gewissenhaften, tüchtigen Hausfrauen, unsere Gärten von Unkraut säubern, Wäsche aufhängen, Betten sonnen, kochen, backen, bügeln, fegen, schrubben und Ferienvorbereitungen treffen für die Familie.

Die Frau im Liegestuhl macht sich nichts aus unserem emsigen Tun. Stundenlang vergnügt sie sich damit, einen kleinen, glänzenden Käfer zu betrachten, der über ihren nackten Arm hinauf- und hinunterkrabbelt. Ich vermute, dass sie sogar heimlich lacht über uns, ihre fleissigen Nachbarinnen, die sich so viel Mühe schaffen rundherum. In der Zeit, da wir klopfen, bürsten, jäten, seufzen und prusten, führt die Frau im Liegestuhl geheimnisvolle Gespräche mit den Eidechsen. Nun begrüsst sie gar einen Igel, der aus dem wirren Gesträuch auf sie zugetrippelt kommt, dann streichelt sie den buschigen Schwanz eines Eichhörnchens. Kein Zweifel, sie versteht die Sprache der Tiere, den Singsang der Vögel. Sie strickt nicht, sie stickt nicht, sie flickt keine Socken. Eigentlich ist es empörend! Wo kämen wir hin, wenn wir alle so nachlässig wären, so faul? Der Staat würde zusammenbrechen, das Land in Verruf geraten.

«Schaut doch, schaut hinüber! Seltene Falter gaukeln durch ihren verwilderten Garten. Seht dort den buntschillernden Admiral! Mit seinen herrlichen Flügeln wippend, sitzt er auf ihrer grossen Zehe. Auch das noch!»

«Die spinnt ja», sagt meine andere Nachbarin ennet dem Gartenzaun. «Weisst du, was sie mir erzählt hat? Ihr Liegestuhl sei ein ganz besonderer Liegestuhl, ein Wunderliegestuhl sozusagen: Mit Leichtigkeit, sie brauche es nur zu wünschen, hebe er von der Erde ab, fliege in die Lüfte, hinweg über Dörfer und Städte, über Wälder und Wüsten. Unlängst war sie beim König von Bhutan zu Gast. Auf dem Rücken eines sanften, weissen Elefanten wurde sie über Hänge mit blühenden Rhododendren bis zum Königspalast getragen. Du siehst, die spinnt doch!»

Nachdenklich sage ich zu meiner Nachbarin ennet dem Gartenzaun: «Eigentlich würde ich ganz gern ein bisschen spinnen, und einen solchen Liegestuhl möchte ich auch haben. Fürs Leben gern. Eine Reise nach Bhutan ist schon lange mein Traum...»

Lisa Geiser

Es muss schön sein ...

... wenn man von Berufs wegen etwas machen darf (muss?), das viele andere nur verschämt tun. Viele tun es. Die meisten mehr oder weniger geniert. Wer gibt schon zu, dass er sich für Klatsch interessiert? Wenn auch für Klatsch auf höchster Ebene. Wer möchte nicht gerne wissen, welcher Prinz mit welcher Prinzessin – oder gar mit welcher Bürgerlichen –, seit wann, wie lange und allenfalls warum? Eben!

Ich gehe hin und wieder zum Coiffeur. Dort komme ich auf die Rechnung, dort glänzen sie vor meiner Nase, buntschillernd, mit grossen, verlockenden Schlagzeilen. Da liegen sie fein säuberlich aufgeschichtet – die Erzeugnisse der Regenbogenpresse!

Während meine normalerweise steckengeraden Haare von sanften Feenhänden in üppige, elegante Locken gelegt werden, blättere ich genüsslich in den klatschträchtigen Zeitschriften. Ich orientiere mich anhand überzeugender «Tatsachenberichte» über anderer Leute Familienangelegenheiten, über das Innen- und Aussenleben von Hinz und Kunz und freue mich diebisch darüber, dass sich auch adlige Sprösslinge manchmal daneben benehmen.

Radio DRS, immer aktuell, wie man weiss, ist auch dem Bedürfnis nach dieser Art Information entgegengekommen. – Bis vor kurzem wenigstens.

Max Rüeger und Elisabeth Schnell durften, ja mussten ganz offiziell und ohne schlechtes Gewissen – weil sozusagen im Monatslohn –, Heftli lesen! Das Ergebnis dieser Bemühungen wurde dann in der Regenbogen-Presse-schau knackig frisch präsentiert. Würde – leider! Ich werde die beiden sehr vermissen. Max Rüegers wandelbares, radiogenes Sprechorgan, bald jubelnd, bald unheilvoll klagend. Elisabeth Schnells Stimme, bald hell und temperamentvoll, oder mit tränenschweren Untertönen klingend und schwingend. Vorbei –.

Was tun die beiden wohl jetzt? Sind sie froh, dass sie nicht mehr müssen? Oder tun sie es vielleicht wie ich – wenn es kein Bekannter sieht? Margrit V.

Sonnenbewusst

Wenn es Sommer wird, habe ich nicht die Geduld, mir endlose Tiraden über die Unzulänglichkeiten dieser Welt anzuhören. Ich muss hinaus in die Natur, alles selbst prüfen. Und ich bemerke, dass auf hundert negative Dinge tausend positive kommen.

Rosen, samtröt und zitronengelb, ergiessen ihren Duft in den Garten. Lämmerwolken ziehen am silberblauen Himmel, und durch die Luft geht klingend der Sommerwind. Auf den Waldwegen haben sich hübsche Tümpel gebildet, in denen sich die Bäume und das eigene, frohe Gesicht spiegeln. Das Wasser rinnt noch immer talwärts, bildet murmelnde Bäche und fliesst in breiten Strömen dem Meer zu.

Die Welt ist in Ordnung! Das Übel liegt bei uns Menschen. Mich dünkt, dass wir in unserer hektischen Zeit den Sinn für einfache Freuden, denen ein tiefes Glücksgefühl innewohnt, immer mehr verlieren. Wir verlieren auch die Fähigkeit, unsere Umwelt aufzunehmen, mit Augen, Ohren und Fingerspitzen.

Im Wald wiegen sich Tausende von Buschroschen und heben ihr Gesicht der Sonne entgegen. Bleiben wir ein wenig bei der Sonne! Keine der Gewalten und Gestalten der Natur wirkt so tief und beglückend ins Herz unseres Daseins wie das mächtige Tagesgestirn. Alles auf Erden ist sonnengeboren und sonnenbestimmt, jedes auf seine Art. Es weht kein Hauch, reift kein Korn, und es rast auch kein Sturm ohne Sonnenkraft. Seit Jahrmillionen sprüht sie ohne Unterlass ihre Strahlenenergien nach allen Seiten aus. Was unser Erdbällchen davon erhält, ist natürlich nur ein winziger Bruchteil der gesamten Strahlung. Würde sie sich nur wenig verstärken, die Meere verdampften, die Wälder gingen in Flammen auf, alles Leben käme in den Gluten um. Nähe sie ab, erstarrten Wasser, Pflanzen, Tier und Mensch. Aber alles ist geregelt, und ohne Rechnung verschenkt die Sonne ihre Gaben, neidlos, wie alles wahrhaft Grosse.

Denken wir ein wenig darüber nach, wenn sie sich anschickt, allmorgendlich ihren grossen Bogen über die Erde zu spannen!

Leni Kessler

Der Verschrieb

Wer den Wohnort oder auch nur die Wohnung wechselt, kommt nicht darum herum, an ungezählten Orten seinen Adresswechsel bekanntzugeben.

Pünktchen auf dem i



öff

Von der Einwohnerkontrolle bis zur Versicherung, vom Abonnementsdienst der Tageszeitung und der Illustrierten bis zu Freunden, Verwandten und Bekannten erhalten alle eine Mitteilung.

Mein neues Domizil befindet sich an der Nussbaumallee. Ich sah zweimal hin, staunte und vergewisserte mich nochmals. Tatsächlich: das erste Schreiben der Bank war an mich adressiert, und zwar mit Kussbaumallee. Ich rätselte, ob es ein einfacher Tippfehler oder eine Freudsche Fehlleistung war, oder ob der programmierte, von Menschenhand und -hirn gefütterte!) Computer hier einen gut getarnten, insgeheim sehnhelst gehegten Wunsch äusserte? – Nun, eine zweite Meldung der neuen Adresse verfehlte ihre Wirkung nicht. Anstandslos wird jetzt (bei mir) richtig adressiert.

Hanni Gerhard

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urträub**
bsunders guet